

WOLFGANG BREZINKA

VOM ERZIEHEN ZUR KRITIK DER PÄDAGOGIK

Erfahrungen aus Deutschland und Österreich





Wolfgang Brezinka

Vom Erziehen zur Kritik der Pädagogik

Erfahrungen aus Deutschland und Österreich

Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Kölblgasse 8–10, A-1030 Wien
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Privates Foto des Autors vom 27. 1. 1981 in Wien.

Korrektur: Constanze Lehmann, Berlin
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Bettina Waringer, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-23170-7

VORWORT

Die Aufgaben der Erziehung können in Rücksicht
der Schwierigkeiten mit keinem Probleme
verglichen werden, das sich der Naturforscher
zu lösen vorsetzt.

Theodor Waitz (1852)¹

Mein Lebenswerk war eng mit dem Erziehungswesen und der Arbeit für die Verbesserung der Pädagogik verbunden. Dieses Arbeitsfeld lag mir zunächst ganz fern. Ich war ein Kind der Großstadt Berlin und sehnte mich nach einem naturnahen Leben auf dem Lande. Deshalb wollte ich Förster werden – am liebsten in den österreichischen Bergen. Der Beruf des Lehrers hat mich in meiner Jugend gar nicht interessiert. Von der Pädagogik habe ich bis zum Ende meiner Schulzeit fast nichts gewusst.

Es waren die ungewöhnlichen Umstände der Jugenddienstpflicht im Zweiten Weltkrieg, die mich 1942 im Alter von 14 Jahren erstmals vor erzieherische Aufgaben stellten. Damals gab es für Schulkinder aus den von Luftangriffen bedrohten nord- und westdeutschen Großstädten in ländlichen Gebieten Ost- und Süddeutschlands ungefähr 6.000 Lager der „Erweiterten Kinderlandverschickung“ (KLV). Sie mussten zur Unterstützung der wenigen Lehrer mit „Lagermannschaftsführern“ als Erziehungshelfern versorgt werden. Da fast alle jungen Männer beim Militär gebraucht wurden, mussten in den Lagern für männliche Schüler Jugendliche aus der Oberstufe der höheren Schulen einspringen.

So habe ich bis 1945 insgesamt 18 Monate als Erzieher bei 10- bis 15-jährigen Jungen gearbeitet und die Praxis der Heim-, Sozial- und Heilerziehung kennengelernt. Nach Einsätzen bei Volks- und Hilfsschülern in Pommern, Schlesien und Kärnten folgten 1945 acht Monate bei „schwer erziehbaren“ Zöglingen einer Wiener Fürsorge-Erziehungsanstalt in Osttirol. Dazwischen war ich auch als Jugendführer einer Sanitäter-Gruppe und Lehrer nahezu Gleichaltriger in Kursen für Gesundheitspflege und Erste Hilfe tätig.

1 WAITZ 1852 (1898, 45).

Durch diese frühe Erziehungspraxis mit ihrem Gemisch aus Ängsten, Erfolgen und Misserfolgen habe ich sehr konkrete Vorstellungen von den Mühen und Schwierigkeiten, Chancen und Grenzen erzieherischen Handelns gewonnen. Sie hat vermutlich zum realistischen Grundzug meiner Pädagogik beigetragen, zur Skepsis gegen anthropologische Illusionen und pädagogisches Wunschdenken, zum Willen zur kritischen Prüfung von Erziehungstheorien an der Erziehungswirklichkeit.

Diese pädagogischen Gedanken sind aber erst später gereift. Die frühen Erfahrungen mit Jugendnot und Jugendhilfe haben jedoch dazu beigetragen, meinen Berufsplan zu ändern. Im Elend der Kriegs- und Nachkriegszeit schienen der kulturelle Wiederaufbau und Hilfe für notleidende Jugendliche wichtiger zu sein als ein Beruf in der Land- und Forstwirtschaft.

Beim philosophischen Studium in Salzburg bin ich 1946 Professor Friedrich Schneider begegnet, der dort gerade sein „Institut für Vergleichende Erziehungswissenschaft“ gegründet hatte. Er war ein Pädagoge mit hohem internationalen Ansehen und hat mich für sein Fach begeistert. Ich habe das Studium an der Universität Innsbruck fortgesetzt und 1951 das Doktorat der Philosophie erworben mit Psychologie als Schwerpunkt und Psychiatrie und Pädagogik als Nebenfächern.

Als Beruf habe ich mir damals praktische Arbeit als Psychologe im heil- und sozialpädagogischen Dienst der Jugendhilfe vorgestellt. An eine Hochschullaufbahn als Erziehungswissenschaftler hatte ich nie gedacht. Ich habe aber gern Schneiders Einladung angenommen, im Salzburger Institut sein Assistent zu werden.

Dort wurde mir bald die Leitung der Erziehungsberatungsstelle und der Aufbau einer Heilpädagogischen Beobachtungsstation anvertraut. Dazu kam die Vorbereitung und Betreuung der Internationalen Heilpädagogischen Kongresse, die das Institut seit 1951 jährlich zur Fortbildung von Heil- und Sozialpädagogen veranstaltet hat. Eine weitere Aufgabe war die redaktionelle Mitarbeit am vierbändigen „Lexikon der Pädagogik“. Daneben wuchs die Nachfrage nach praxisnahen psychologischen und pädagogischen Vorträgen und Seminaren für Lehrer, Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern, Heimerzieher und Jugendleiter.

Diese vielseitigen praktischen Erfahrungen haben zu vertieften jugendkundlichen und erziehungstheoretischen Studien angeregt und 1954 zur Habilitation für Pädagogik an der Universität Innsbruck geführt. Ich hatte schon als Student unter den Mängeln dieses Faches gelitten und musste es nun als Dozent in seiner ganzen Breite lehren. Sein Schrifttum war unübersehbar groß: reich an philosophischen wie an populären Spekulationen, aber arm an empi-

rischem Wissen und praktischem Nutzen. Kurz gesagt: viel Stroh und wenig Körner.

Dem dürftigen Inhalt des Faches entsprach seine schwache Stellung in den Universitäten. Es war in meiner Studienzeit von allgemeiner Anerkennung und Wertschätzung als Wissenschaft noch weit entfernt. Erst im 19. Jahrhundert war es für Studenten der Theologie und der Gymnasial-Lehrämter als kleines schulpraktisches Nebenfach der Philosophie eingeführt worden. Begonnen hatte damit das österreichische Kaiserreich für alle seine Länder zwischen Lemberg und Pavia schon 1805.² Im Deutschen Reich hat es bis zum Jahre 1913 noch keinen selbständigen Lehrstuhl für Pädagogik gegeben.³ In der Bundesrepublik Deutschland gab es im Jahre 1954 an den damals 31 wissenschaftlichen Hochschulen erst 18 ordentliche Professuren für Pädagogik. Sie waren teilweise noch immer mit Philosophie und/oder Psychologie verbunden. Für ihre Besetzung hat geeignetes Personal lange gefehlt. 1960 bestand der Nachwuchs an Privatdozenten nur aus sieben Personen. Zwischen 1960 und 1965 sind kaum mehr als 20 Pädagogen promoviert worden.⁴

Bei dieser trüben Personallage und dem Mangel an brauchbarer Fachliteratur der Pädagogik schien mir Abhilfe nur möglich zu sein durch Kritik und Verbesserung ihrer theoretischen Grundlagen. Deshalb habe ich mich für zwei Jahre aus der Erziehungspraxis zurückgezogen und mein Buch „Erziehung als Lebenshilfe“ als Einführung in eine zeitgemäße Praktische Pädagogik geschrieben. Es hat ab 1957 acht Auflagen mit 37.000 Exemplaren erlebt und ist auch ins Italienische und Persische übersetzt worden. Ich wollte damit die Informationsarmut der traditionellen Pädagogik, die immer noch an Philosophie und säkularisierter Theologie orientiert war, durch Öffnung zu den Sozialwissenschaften überwinden. Mein Buch galt damals als beste Einführung in das Fach und wurde schnell in der Lehrer- und Erzieher-Ausbildung verbreitet.

Im Studienjahr 1957/58 folgte ein Forschungsaufenthalt in den USA mit sozialpsychologischen, soziologischen und kulturalanthropologischen Studien. Ich verdanke ihm eine große Erweiterung meines wissenschaftlichen Horizonts und die endgültige Abkehr von der verschwommenen traditionellen Pädagogik.

2 BREZINKA: Pädagogik in Österreich, Bd. 1, 2000, 29 ff.

3 Die erste ganz der Pädagogik gewidmete ordentliche Professur für Pädagogik ist 1913 an der Universität München errichtet worden und war von 1914 bis 1920 mit Friedrich Wilhelm Foerster besetzt. Vgl. BREZINKA: Pädagogik in Österreich, Bd. 4, 2014, 879 ff.; für Deutschland zwischen 1919 und 1965 vgl. HORN 2003.

4 BREZINKA, Bd. 4, 2014, 885 ff.

1958 wurde ich als Professor an die neu gegründete Pädagogische Hochschule Würzburg berufen und musste im Alter von 30 Jahren auch ihre Leitung als jüngster Rektor Deutschlands übernehmen. Diese Praxis in der Lehrerbildung und Kulturpolitik hat meine Zweifel am wissenschaftlichen Wert wie am praktischen Nutzen der üblichen Pädagogik verstärkt. Sie enthielt zu viel Scheinwissen und belangloses Wissen, das die Erziehungspraktiker (Pädagogen) unnötig belastet und bei Erziehungstheoretikern (Pädagogen) Erkenntnisfortschritte behindert hat. Das ließ sich nur durch Kritik an unzulänglicher Pädagogik und bessere Angebote ändern.

1960 hatte ich die Wahl zwischen Berufungen als Professor an die Universitäten Hamburg, Innsbruck und Marburg. Ich habe mich für Innsbruck entschieden.

Ein Jahr später wurde ich von den Gründern und Herausgebern der „Zeitschrift für Pädagogik“ Fritz Blättner, Otto Friedrich Bollnow, Josef Dolch, Wilhelm Flitner und Erich Weniger im Alter von 33 Jahren zum Mitherausgeber gewählt. Ich habe dieses Nebenamt fast 20 Jahre lang ausgeübt und durch kritische Rezensionen und neuartige Beiträge Ansehen gewonnen, aber auch Gegnerschaft hervorgerufen. Höhepunkte waren Aufsätze über „Verantwortliche Jugendarbeit heute“ (1964), „Die Krise der wissenschaftlichen Pädagogik im Spiegel neuer Lehrbücher“ (1966), „Über den Wissenschaftsbegriff der Erziehungswissenschaft und die Einwände der weltanschaulichen Pädagogik“ (1967) und „Von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft. Vorschläge zur Abgrenzung“ (1968).

Sie haben mir Berufungen an die Universitäten Tübingen (1962), München (1966) und Konstanz (1966) sowie die Mitgliedschaft im deutschen Bundesjugendkuratorium (1965–1969) eingebracht. Um genügend Zeit für die Forschung zu gewinnen, habe ich 1967 den Ruf an die als elitäre Forschungsstätte geplante neue Universität Konstanz angenommen. Sie hat sich unter dem kulturrevolutionären Druck der Neuen Linken und durch die Schwäche der Baden-Württemberger Landesregierung ab 1969 anders entwickelt als gedacht und versprochen war.⁵

Ich habe an ihr aber durch die unvorhersehbar gewesene Einstellung des erziehungswissenschaftlichen Studienganges bis zu meiner Emeritierung im Jahre 1996 ein Höchstmaß an Zeit und Freiheit für die Forschung gewonnen. Es hat Leistungen ermöglicht, die bei einem normalen Lehrbetrieb nicht hätten erbracht werden können. So entstanden zehn Bücher mit teilweise hohen Auflagen und Übersetzungen in bisher elf Fremdsprachen, die insgesamt in

5 Vgl. BREZINKA 1988; RÜTHERS 1979 und 2015, 166.

rund 250.000 Exemplaren internationale Verbreitung fanden. Ich konnte Gastvorträge und Seminare an mehr als einhundert Universitäten, Hochschulen und Akademien in den meisten Ländern Europas sowie in Südafrika, Australien, Japan, Korea und Mexiko halten.

Durch die Wahl zum Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1992 habe ich für mein Alter ein willkommenes neues Aufgabenfeld gewonnen. Ich habe mich zwanzig Jahre lang historischen Studien über den Aufstieg und die Krisen der wissenschaftlichen Pädagogik seit dem Zeitalter der Aufklärung am Beispiel Österreichs mit Ausblicken auf Deutschland und die Schweiz gewidmet. Als Ergebnis sind zwischen 2000 und 2014 vier Bände im Gesamtumfang von 3.913 Druckseiten erschienen: „Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches an den Universitäten vom 18. bis zum 21. Jahrhundert“.

Bei dieser langwierigen Quellenforschung hat leider die Zeit gefehlt, mich früh genug um eine gründliche Autobiographie zu kümmern. In unserer pluralistischen Gesellschaft voller Widersprüche und Konflikte ist es bei öffentlich wahrnehmbaren Personen selbstverständlich, dass von ihnen und ihrem Werk unterschiedliche Bilder verbreitet werden, die mehr oder weniger „von der Parteien Gunst und Hass verwirrt“⁶ sind. Wer in einem wissenschaftlich, weltanschaulich und politisch so umstrittenen Lehrfach wie der Pädagogik tätig ist, kann der Verwicklung in kulturelle Kämpfe und der Entstellung seines Charakterbildes besonders schwer entgehen. Deshalb lag es nahe, selbst zu berichten, wie ich mein Leben und Werk gesehen und gedeutet habe.

Ermutigt hat mich dazu die Ausstellung, die 2003/2004 anlässlich meines 75. Geburtstages in Berlin und Wien gezeigt worden ist.⁷ Sie hatte den Titel „Überlieferung und Kritik der Pädagogik. Beiträge von Wolfgang Brezinka aus Österreich und Deutschland in zehn Sprachen“. Veranstalter war die Berliner Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung in Verbindung mit der Deutschen Comenius-Gesellschaft und der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Im Festvortrag zur Eröffnung hat Heinz-Elmar Tenorth über mich gesagt, „dass man mehr als 50 Jahre seines Gelehrtenlebens als Schlüssel zur Dynamik der Erziehungswissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstehen kann – gewissermaßen im Spiegel seiner Biographie und seines Werkes“.

6 FRIEDRICH SCHILLER: Wallensteins Lager. Prolog.

7 BIBLIOTHEK FÜR BILDUNGSGESCHICHTLICHE FORSCHUNG: Katalog zur Ausstellung. 2003; Mitteilungsblatt des Förderkreises 15 (2004), 1, 20–42.

Dieses entstamme „vor allem ... der Absicht, die wissenschaftliche Pädagogik zu einer achtenswerten, für den Handlungskontext bedeutsamen, theoretisch ausgewiesenen und methodisch sicheren Disziplin zu machen.“⁸

Leider habe ich erst in meinem 88. Lebensjahr Zeit gefunden, einen Bericht zu beginnen, wie diese Absicht in jungen Jahren entstanden und was aus ihr geworden ist. Er stützt sich auf folgende Quellen: meine Tagebücher, den Briefwechsel mit Eltern, Freunden, Lehrern, Kollegen, Schülern und Lesern; eigene Veröffentlichungen, Akten meines amtlichen Schriftverkehrs und zahlreiche andere Archivalien.

Ich berichte hier im Rahmen der erlebten Zeitgeschichte zunächst über die erste Periode meines Lebens, in der ich zu früher erzieherischer Praxis und zum Fach Pädagogik als beruflichem Arbeitsfeld gelangt bin. Dabei wird auch die wenig bekannte Fachgeschichte der deutschsprachigen Pädagogik nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Jahre 1967 beleuchtet.

Telfes im Stubai (Tirol), im Mai 2018

Wolfgang Brezinka

8 TENORTH 2004, 453 und 455.

INHALT

VORWORT	5
1. HERKUNFT UND JUGEND (1928–1946)	15
Eltern	15
Kindheit und Schuljahre	18
Katholische Wurzeln	24
Hitler-Jugend	28
Untergang des Deutschen Reiches, Trauer, neuer Anfang	44
2. STUDIENJAHRE IN ÖSTERREICH (1946–1951)	65
Erste Kontakte	67
Im Fürsterzbischöflichen Priesterseminar Salzburg	71
Studium der Philosophie und Pädagogik an der Theologischen Fakultät Salzburg (1946–1949)	79
Ferien und Arbeit zwischen Osttirol und Bregenzerwald	88
Doktorats-Studium der Philosophie, Psychologie und Psychiatrie an der Universität Innsbruck (1949–1951).	98
Dissertation	99
Studienverlauf und Promotion	100
Mitarbeit in der Hochschulgemeinde	107
3. ERSTE BERUFSJAHRE IM INSTITUT FÜR VERGLEICHENDE ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT SALZBURG (1951–1955).	111
Wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Friedrich Schneider (1951–1953).	116
<i>Psychodiagnostik und Erziehungsberatung</i>	122

<i>Pädagogische Kongresse, Caritas Internationalis, Jugendhilfe</i>	125
<i>Lexikon der Pädagogik</i>	128
<i>Lehrtätigkeit</i>	129
Abteilungsleiter für Heilpädagogik und Jugendkunde (1953–1955) . . .	133
<i>Erziehungsberatungsstelle und Heilpädagogische Station</i> <i>im Kinderspital (1953/54)</i>	134
<i>Habilitation für Pädagogik an der Universität Innsbruck (1954)</i> . .	138
<i>Internationale Werktagung „Erziehung als Beruf“ (1954)</i>	141
<i>Wende von der Heilpädagogik zur Allgemeinen Pädagogik</i> <i>als Lebensaufgabe</i>	143
4. PRIVATGELEHRTER IN HALLEIN UND	
DOZENT IN INNSBRUCK (1955–1958)	151
Konzentration auf das erste Buch „Erziehung als Lebenshilfe“	152
Erste Vorlesungen in Innsbruck	158
Vorträge, Aufsätze, Europäisches Seminar der UNO	159
Die erste Konferenz der österreichischen Universitätspädagogen 1957	165
Forschungsstipendiat in den USA: Columbia- und Harvard-University (1957/58).	168
Wissenschaftliche Hilfskraft und kurze Schulpraxis	177
„Summer School of the University of Vienna“ am Wolfgangsee (1958–1962).	179
5. PROFESSOR FÜR PÄDAGOGIK UND VORSTAND	
DER PÄDAGOGISCHEN HOCHSCHULE WÜRZBURG DER	
UNIVERSITÄT WÜRZBURG (1958–1960)	183
Antrittsrede über „Aufgaben und Probleme der Pädagogischen Hochschule in Bayern“ (1959)	189
Kontroverse über „Wissenschaft und Konfession im Rahmen der bayerischen Lehrerbildung“ (1959)	193
Lehrfächer und Personalsorgen	198
Vorträge und Publikationen/ „Erziehung – Kunst des Möglichen“	213
Pädagogische Hilfe für Südtirol	216

Berufungen an die Universitäten Hamburg, Innsbruck und Marburg	224
Rechenschaftsbericht und Abschied	234
 6. PROFESSOR FÜR PÄDAGOGIK AN DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK (1960–1967)	243
Ausgangslage: Beginn am Nullpunkt	245
Antrittsvorlesung, Arbeitspläne und Differenzierung der Pädagogik	250
Arbeitsfelder: Jugendhilfe, Schulpädagogik und Lehrerbildung.	257
Analyse und Kritik der österreichischen Schulgesetzgebung von 1962	264
Schulforschung für das Unterrichtsministerium und die OECD	267
Berufung an die Universität Tübingen 1962, Bleibe-Verhandlungen und Bemühungen um Ausbau der Erziehungswissenschaft	270
Autor und Mitherausgeber der „Zeitschrift für Pädagogik“	276
Anmerkungen zu Rudolf Lochners kritischer Prinzipiengeschichte der Erziehungswissenschaft: 1965	279
„Die Krise der wissenschaftlichen Pädagogik im Spiegel neuer Lehrbücher“: 1966	286
Der sogenannte „Positivismusstreit“ in der deutschen Pädagogik.	291
Konferenzen und wissenschaftliche Gesellschaften	295
Berufungskommissionen für neue Universitäten in Salzburg und Regensburg	303
Begabtsuche für das Studium der Pädagogik und die akademische Lehrerbildung	312
Habilitationsbewerber und Lehrbeauftragte	323
Vorträge und Schriften	330
Bestrebungen des Unterrichtsministeriums zum Ausbau der Pädagogik an den Universitäten 1964–1967	338
Sabotage des Ausbaues durch die Philosophische Fakultät 1965–1967	344
Kraftquellen.	352
Berufungen an die Universitäten München und Konstanz 1966	355
Letzte Bemühungen und Weggang nach Konstanz 1967	363
 NACHWORT	371

ANHANG: DENKSCHRIFT ÜBER EIN FORSCHUNGSZENTRUM FÜR ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK (1965)	373
LITERATURVERZEICHNIS	381
PERSONENREGISTER	413

1. HERKUNFT UND JUGEND (1928–1946)

Ich bin am 9. Juni 1928 in Berlin-Lankwitz im St. Monika-Stift geboren worden und habe den Namen Wolfgang Josef Hans Brzezinka erhalten. Eine Woche später ist dort die Taufe durch den katholischen Studentenseelsorger Dr. Carl Sonnenschein¹ erfolgt. Er war damals ein stadtbekannter missionarischer Pionier christlicher Sozial- und Kulturarbeit und hatte meine Eltern 1926 getraut.²

Der polnische Familienname bedeutet „kleine Birke“. Er wurde 1930 in Brezinka geändert, um im Deutschen handlicher zu sein. Beide Eltern stammten aus Oberschlesien und haben sich in Berlin kennengelernt.

ELTERN

Die Familie meines Vaters war im Kreis Kreuzburg nahe der polnischen Grenze beheimatet. Mein Großvater Josef Brzezinka (1864–1930) war das sechste Kind eines Bauern und ist durch den Beruf als Eisenbahn-Zugführer der Deutschen Reichsbahn nach Magdeburg gelangt. Meine Großmutter Marie Luise Aurora Benda (1870–1947) wurde in Kattowitz geboren. Beide Familien hatten seit Generationen Deutsch als Muttersprache.

Mein Vater Josef Paul Viktor kam am 17. März 1902 in Magdeburg zur Welt. Er hat dort die Katholische Knaben-Volksschule und das König Wilhelms-Gymnasium besucht und 1922 das Reifezeugnis mit den Noten „sehr gut“ in Physik und „gut“ in Mathematik und Naturkunde erworben.

Sein Interesse galt schon früh den technischen Anwendungen der Physik. Er wurde Mitglied des „Magdeburger Schülerversins für Naturkunde von 1904“. Durch die „Alten Herren“ wurde er bei den Vereinsveranstaltungen mit dem ganzen Bereich der Naturwissenschaften und der Technik bekannt. Seinen damaligen Gefährten hat er bis ins hohe Alter freundschaftlich als Verbindungsmann gedient. Von 1915 bis 1922 war er neben dem Schulbesuch im Laboratorium Otto Kühne als Leiter des physikalischen und elektrotechnischen Prak-

1 (1876–1929). Biographien: THRASOLT 1930; HOEBER 1937; FLASKAMP 1964; HOHLWEIN 1986. Kritisch: GUARDINI 1984, 111 f.

2 Nachlass JOSEF BREZINKA im Privataarchiv WOLFGANG BREZINKA (PAB).

tikums für Fortbildungsschüler tätig. Im Ersten Weltkrieg hat er als freiwilliges Mitglied der „Jungmannen-Organisation“ des Kriegswirtschaftsamtes für die Provinz Sachsen „vaterländische Hilfsarbeit“ in der Landwirtschaft geleistet.

Nach dem Krieg hat er sich der Jugendbewegung im katholischen „Bund Quickborn“ angeschlossen. Dieser ist auf Anregung schlesischer Priester aus einem abstinenten Schülerverein gegen Alkoholismus und Nikotin hervorgegangen.³ Mein Vater wurde Wanderführer der Quickborngruppe Magdeburg und kam in Verbindung mit Romano Guardini⁴ und der Burg Rothenfels am Main als Zentrum des Bundes.

Nach dem Abitur erhielt er als Praktikant bei der Firma Friedrich Krupp die handwerkliche Ausbildung im Maschinenbau. Von 1922 bis 1927 hat er an der Technischen Hochschule Berlin in der Fakultät für Maschinenwirtschaft das Fach Elektrotechnik studiert und als Diplom-Ingenieur abgeschlossen. Da sein Vater nach dem Krieg mit minimaler Pension vorzeitig in den Ruhestand versetzt worden war, hat er sich als Werkstudent selbst erhalten müssen. Er hat zeitweise die Verwaltung eines Studentenheimes übernommen und Bahnunterhaltungsarbeiten durchgeführt. In dieser Periode ist die Verbindung mit Dr. Sonnenschein entstanden.

Beruflich war er zunächst als Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter und ab 1931 als Forschungs-Ingenieur für Eisenbahn-Sicherungswesen beim Reichsbahnzentralamt München in Verbindung mit der Firma Lorenz in Berlin tätig. Da er sich weigerte, Parteianwärter der NSDAP zu werden, konnte er nicht in ein Beamtenverhältnis bei der Deutschen Reichsbahn übernommen werden. Von 1936 bis 1938 arbeitete er im Dienst der Nachrichtenabteilung des Reichsluftfahrtministeriums als Zivillehrer für elektrische Nachrichtentechnik in Berlin und Potsdam-Eiche, von 1938 bis zum Kriegsende 1945 als Forschungs-Ingenieur für Fernmeldewesen bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG) in der Apparatefabrik Oberspree Berlin-Schöneweide.

Nach der Zerstörung seiner Arbeitsstätte, die in der sowjetischen Besatzungszone lag, und drohender Entführung als Techniker zur Arbeit in der Sowjetunion ist er aus der Industrie in das berufliche Schulwesen gewechselt. Dazu war im Alter von 43 Jahren ein zweijähriges Zusatzstudium an der Pädagogischen Hochschule Berlin zum Diplom-Gewerbelehrer erforderlich, das 1947 abgeschlossen wurde. Das Lehramt hat er 1946 als Schulamtsanwärter in Berlin-Wedding begonnen und als Gewerbeoberlehrer und Studienrat bis zur Pensionierung im Jahre 1967 mit großem Erfolg ausgeübt. Er galt bei den Schü-

3 Zum Quickborn STREHLER 1936; MOGGE 1963; KINDT 1974, 684 ff.

4 (1885–1968). Zu ihm vgl. MARON 1986; GUARDINI 1984.

lern als „Beispiel für viele Dozenten“: „unumschränktes Mathe-Idol, überdurchschnittliches Können gesteigert durch großes Einfühlungsvermögen und kameradschaftliche Unterrichtsführung.“⁵

Die Familie meiner Mutter war im Hultschiner Ländchen des Kreises Ratibor beheimatet, das 1920 durch den Versailler Vertrag ohne Volksabstimmung von Deutschland an den neu gegründeten Vielvölkerstaat Tschechoslowakei abgetreten werden musste. Sie wurde als Hildegard Ernestine Kreis am 12. Januar 1900 im Dorf Zauditz (Kreis Ratibor) geboren.⁶ Sie war eine Tochter des örtlichen Kaufmannes und Gemischtwarenhändlers Josef Lorenz Kreis (1863–1922) und von Ottilie Herzog (1872–1906). Auch deren Vorfahren waren Bauern. Sie hat ihre geliebte Mutter schon im Alter von sechs Jahren verloren. Sie wuchs mit vier Geschwistern auf und hatte unter einer harten Stiefmutter zu leiden. Nach der Volksschule hat sie in Ratibor die Handelsschule besucht und in Rybnik als Sekretärin gearbeitet. Nach der Abtretung dieser zu 56 Prozent von Deutschen (1910) bewohnten preußischen Kreisstadt an Polen im Jahre 1922 ist sie nach Berlin gezogen und hat dort 1924 im Umkreis von Dr. Sonnenschein ihren zukünftigen Mann kennengelernt. Sie hat als Sekretärin in einer Zeitungsredaktion gearbeitet.

Meine Mutter hat sich nach meiner Geburt ganz ihrer Familie mit drei Kindern gewidmet. Sie war bei allen Aufgaben sehr tüchtig und trotz vieler Sorgen immer freundlich und hilfsbereit. In der größten Notzeit nach Kriegsende haben meine Eltern zwei fremde Vollwaisen aus Breslau, deren Mutter auf der Flucht gestorben war, als Pflegekinder aufgenommen und viele Jahre bis zum Erreichen der Selbständigkeit versorgt.⁷

Die Herkunft aus Oberschlesien und die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche sind für mein Selbstbild und meinen frühen Lebensweg bestimmend geworden. Ich habe mich schon als Kind in der Großstadt Berlin unwohl gefühlt. Dabei haben Naturliebe, Landschaftserleben und soziale Erfahrungen mitgespielt. Die Schönheit des hügeligen Landes zwischen Ratibor, Troppau und dem Glatzer Bergland hat mich begeistert, als ich es ab 1940 mit dem Fahrrad und später mit Schi erkundet habe. Das katholische Gepräge der Orte und ihrer Bewohner, die weichere Sprache und wärmere Gemütsart haben Geborgenheit vermittelt. Schon im Grundschulalter hat mich die brutale Eroberung des österreichischen Kronlandes Schlesien⁸ durch den preußischen König Friedrich II.

5 Dankschreiben mit Unterschriften der Schüler aus der Berufsschule II/1 vom 22.9.1959. Nachlass JOSEF BREZINKA, PAB.

6 Lebenslauf im PAB.

7 Eveline (geboren am 26.12.1930) und Gabriele (geboren am 6.1.1936) Thamm.

8 BAUMGART 2002, 346 ff.

ab 1740 empört. Meine Sympathie gehörte Maria Theresia und dem katholischen Habsburgerreich. Ich habe mich nie als Preuße, sondern als Schlesier und Alt-Österreicher gefühlt, den das Schicksal seiner Eltern zufällig nach Berlin verschlagen hat.

KINDHEIT UND SCHULJAHRE

Ich war das älteste von drei Kindern. Meine Schwester Christa-Maria war zwei Jahre jünger, mein Bruder Rainer sieben Jahre. Ich galt als ernstes, pflichtbewusstes und frommes Kind, das durch Mitverantwortung für seine Geschwister früh selbständig geworden ist. Dazu haben auch mehrere Ortswechsel der Familie beigetragen, die durch den Beruf meines Vaters bedingt waren. Sie haben den Verlust gewohnter Lebenswelten mit sich gebracht und Anpassung an neue Wohngebiete und Schulen erforderlich gemacht.

Lebensmittelpunkt war ab 1930 mit dreijähriger Unterbrechung ein eigenes Haus mit Garten am südlichen Stadtrand von Berlin in Marienfelde. Es gehörte zu einer neuen katholischen Siedlung in areligiösem Umfeld, mit der eine neue Pfarrei samt Kirche und Kloster St. Alfons des Redemptoristenordens⁹ errichtet worden war. Überspannter Initiator dieses Projektes „Baut das katholische Dorf“ war Carl Sonnenschein.¹⁰

Ich habe ab April 1934 die simultane Volksschule in Marienfelde besucht und empfand Lesen als Lieblingsfach. Die Neigung, gern und viel zu lesen, hat lebenslang angehalten. Ich habe von klein auf alles ersparte Geld für den Kauf eigener Bücher verwendet, aber meine erste Sammlung 1945 in Ratibor hinterlassen müssen.

In den Sommerferien 1934 kam ich mit den Eltern im Allgäu erstmals ins Gebirge. Dort habe ich auf Wanderungen für immer die von Bauern kultivierten Voralpen und Alpen als ideale Landschaft entdeckt. Die Osterferien 1935 verbrachte ich mit Vater und Schwester in Zauditz. Ich half begeistert bei Verwandten auf Hof und Feld, wollte Bauer werden und nicht mehr zurück nach Berlin.

Wenige Wochen später erfolgte der Umzug nach Düsseldorf. Ich kam in die Katholische Volksschule Holthausen, wo auch in der zweiten Klasse noch auf Schiefertafeln geschrieben wurde statt wie in Berlin vom Schuleintritt an in Hefte. Es folgte ein glücklicher Sommer und Herbst mit schönen Fahrten nach

9 Zu diesem Orden (Congregatio Sanctissimi Redemptoris, CSsR) Hosp 1986.

10 THRASOLT 1930, 322 f.

Köln, Aachen und Trier samt Schulausflügen mit Dampfzügen auf dem Rhein von Xanten bis zur Lorelei. Das noch unzerstörte Köln mit seinen romanischen und gotischen Kirchen und festlichen Bürgerhäusern ist mir als schönster Höhepunkt christlicher Baukunst unvergesslich geblieben. Wie fiel dagegen das kühle und hektische Berlin zurück!

Auf den heiteren Westen folgte 1936 die Übersiedlung nach Golm bei Potsdam an den Rand einer Kaserne der Luftnachrichtentruppe. Ich wurde rund zwei Jahre lang Schüler der Katholischen Volksschule Potsdam bei einem älteren Lehrer, der allein sämtliche Fächer vortrefflich unterrichtet hat. Er hatte 29 Schüler in seiner Klasse. Ich verdanke Herrn Heide meine glücklichste Schulzeit vor allem wegen der wöchentlichen zwei Stunden „Heimatkunde“ mit vielen Exkursionen in alle künstlerischen und handwerklichen Winkel der schönen Altstadt und ihrer Umgebung. Er hat in uns unaufdringlich Bewunderung für die besten Seiten preußischer Kultur und Geschichte geweckt, für Fleiß, Ordnungssinn, Redlichkeit, Sparsamkeit, Toleranz und andere Tugenden. Den etwa fünf Kilometer langen Weg zur Schule bin ich mit dem Rad gefahren: auf der Maulbeerallee durch den Park Sanssouci zwischen Orangeerie, Historischer Mühle und der barocken Sommerresidenz Friedrichs des Großen. So habe ich früh eine selten schöne Harmonie von Baukunst und Gartenkunst erleben können.

1938 bin ich zu Ostern in die Potsdamer Oberschule für Jungen aufgenommen worden. Im Herbst ist die Rückkehr unserer Familie nach Berlin-Marienfelde erfolgt. Von da an habe ich die Oberschule für Jungen (Realgymnasium) in Berlin-Lankwitz mit einigen Unterbrechungen bis zum Abitur im Sommer 1946 besucht. Sie hatte den Namen „Tannenberg-Schule“ erhalten zur Erinnerung an den Sieg des deutschen Heeres über das russische in der ostpreußischen Abwehrschlacht bei Tannenberg unter dem Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg (1847–1934) Ende August 1914.

Meine Leistungen in dieser Schule waren selten mehr als durchschnittlich. Lieblingsfächer waren Deutsch, Geschichte und Erdkunde. Es gab zu den Mitschülern wenig Kontakte, weil keiner in unserer Nähe wohnte und außerschulische Verbindungen schon deswegen gefehlt haben. Vor allem aber blieb ich deshalb ein Fremdling, weil ich in einer religiös gleichgültigen Klasse der einzige Katholik mit starker kirchlicher Bindung war. Die Ausgrenzung der Katholiken – dort abwertend mit gedehntem *i* gesprochen – wird auch aus anderen Berliner Gymnasien berichtet.¹¹

11 Vgl. zum Mommsen-Gymnasium DAHRENDORF 2002, 47: „Wenn wir eine Kategorie eher merkwürdig oder sogar ein bisschen verdächtig fanden, dann waren es die Katholiken

Meine Eltern haben mir schon früh viel Freiheit für eigene Pläne und Unternehmungen gewährt. So durfte ich in den Sommerferien 1940 mit dem Fahrrad von Berlin nach Zauditz zu unseren Verwandten fahren. Das waren hin und zurück rund eintausend Kilometer. Ich war eine Woche unterwegs über Lübbenau im Spreewald, Cottbus, Görlitz, Liegnitz, Breslau, Oppeln, Annaberg und Ratibor; meist auf Hauptstraßen bei wenig Verkehr und mit Nachtquartieren in Klöstern, Bauernhöfen oder Scheunen auf freiem Feld. Nach drei Wochen Landarbeit mit Pferden und Wagen ging es eine Woche lang zurück auf einer landschaftlich schönen Strecke am Rande des Gebirges auf und ab über Neiße, Hirschberg, Görlitz, Bautzen nach Dresden, ins Elbsandsteingebirge und über Meißen nach Berlin.

Diese erste große Reise aus eigener Initiative und Kraft hat mir bereits im Alter von zwölf Jahren zu dreierlei verholfen: zu einer großen Erweiterung des landeskundlichen, kulturellen und mitmenschlichen Horizonts; zu einer lebenslangen Einstellung der Dankbarkeit, in diesem herrlichen Vaterland leben zu können; zur frühen Gewöhnung an eine selbstbestimmte und mutige Lebensführung.

Im Herbst 1940 begannen in Berlin die ersten Luftangriffe englischer und amerikanischer Bombenflugzeuge, Nächte im Luftschutzbunker und Brandwache in der Schule. In den nord- und westdeutschen Großstädten haben die Regierungsbehörden und Schulen die Eltern der 10- bis 14-jährigen Schüler und Schülerinnen eingeladen, ihre Kinder bis auf weiteres in Lagern der „Erweiterten Kinder-Land-Verschickung“ (KLV) in Sicherheit zu bringen, die in ost- und süddeutschen Hotels, Gasthöfen, Pensionen oder Jugendherbergen eingerichtet worden sind.¹²

Ich habe mit 50 anderen Schülern und zwei älteren Studienräten der Tanzenberg-Schule die Zeit vom November 1940 bis September 1941 im KLV-Lager „Blücherbad“ in Wachtel-Kunzendorf verbracht – etwa fünf Kilometer südlich von Neustadt in Oberschlesien. Lagerleiter war einer der Lehrer. Wir hatten guten, aber aus Fachlehrermangel weniger Unterricht als früher. Zum Englisch-, Turn- und Schwimmunterricht sind wir einmal pro Woche nach Neustadt gewandert.

Die wald-, wiesen- und hügelreiche Lage an der böhmischen Grenze mit der Bischofskoppe (890 Meter) als Hausberg war landschaftlich sehr schön. Ich

mit ihrem römischen Glauben. Alle anderen waren entweder Lutheraner oder Juden, oder wie ich, gar nichts“.

12 Grundlegend KOCK 1997; für Österreich ENGELBRECHT 2004, 46 ff.; unkritische Materialsammlung von DABEL 1981.

konnte das Schifahren erlernen und in einem langen Winter mit viel Schnee intensiv betreiben, im Neustadter Hallenbad die Reichs-Schwimmscheine I und II erwerben, mich im Theaterspiel üben, viele gemeinsame Ausflüge unternehmen und in den Sommerferien mit Freude bei Bauern Erntehilfe leisten. Bedrückt haben mich Heimweh nach Eltern und Geschwistern, die Einsamkeit in einem heidnischen Kollektiv und der Mangel an Privatleben. Ich war im Lager der einzige Katholik. Ich hatte zwar Kontakt mit dem Dorfpfarrer und bin jeden Sonntag in den Gottesdienst gegangen, aber der Alltag verlief mehr oder weniger banal.

Am Vormittag gab es drei bis vier Stunden Unterricht durch die Lehrer. Die Gestaltung der Nachmittage und Abende hing weitgehend von der charakterlichen Qualität und dem sozial-kulturellen Niveau der Lagermannschaftsführer ab. Sie waren zumeist 16- bis 17-jährige Oberschüler aus den unteren Rängen der Hitlerjugend, die einige Monate lang für KLV-Lager „notdienstverpflichtet“ wurden. Sie haben im Unterschied zu den Lagerlehrern oft gewechselt, weil sie entweder zurück in die Schule mussten oder zum Arbeitsdienst oder zur Wehrmacht einberufen wurden. Sie hatten es schwer, sich bei fremden Schülern im „Flegelalter“ disziplinär durchzusetzen und ihren vertrauensvollen Gehorsam zu gewinnen. Ich habe zwei hervorragende Führer erlebt, deren Abberufung wir betrauert haben. Es gab aber auch mäßig bis schlecht geeignete, die sich durch schroffe Distanz und pseudomilitärischen Drill („Schleifen“) verhasst gemacht haben. Diese frühen positiven und negativen Erfahrungen als Objekt von Schul- und Heim- (Lager-, Internats-) Erziehung haben vermutlich dazu beigetragen, später als Erzieher wenigstens die größten Fehler zu vermeiden.

Im Herbst 1941 nach Berlin zurückgekehrt ist mein Schulleben durch die Folgen des Bombenkrieges, des Lehrermangels und außerschulischer Hilfseinsätze zunehmend ungeordneter verlaufen. Die Tannenbergschule wurde durch Bomben schwer beschädigt und der Betrieb in eine für mich weiter abgelegene Schule mit Nachmittags- oder Wechselunterricht verlegt.

Einen normalen Schulbetrieb gab es erst wieder, nachdem meine Mutter mit ihren Kindern im Herbst 1943 aus Berlin in ihre Heimat Ratibor evakuiert worden war. Ihr wurde dort für vier Personen ein einziges Zimmer mit dem Recht auf Küchen-Mitbenutzung in der Wohnung eines abweisenden alten Rentners zugewiesen. Ich bin aus einem halbjährigen Einsatz in Kärntner KLV-Lagern erst Mitte November zu ihr gestoßen und in die Grenzland-Oberschule für Jungen eingetreten.

Dort habe ich die glücklichste Schulzeit meines Lebens verbracht. Von den Lehrern und in der kleinen Klasse von etwa 15 bis 20 Mitschülern wurde ich

sehr freundlich aufgenommen. Ich habe in Karl-Heinz Völkel¹³ und Martin Ratmann¹⁴ bald zwei gute Freunde gewonnen, mit denen ich lebenslang eng verbunden geblieben bin. Die Fächer Englisch und Deutsch wurden von der Studienrätin Edith Obst überaus anziehend gelehrt. Sie war etwa Mitte 50 Jahre alt und die erste weibliche Lehrperson meiner Schulzeit. Sie hat mich durch Lektürehinweise und aus ihrer privaten Bibliothek geliehene Bücher regimekritischer Autoren wie Ernst Wiechert besonders wohlwollend und ermutigend gefördert. Sie hat uns gegen den Zeitgeist eines verzweifelten Heroismus den romantischen christlichen Dichter Joseph von Eichendorff nahegebracht, der aus der Umgebung Ratibors stammte. Im Musikunterricht haben wir seine schönsten Gedichte mehrstimmig gesungen. Sie haben mich lebenslang tröstlich begleitet.

Nach dem beliebten „Singen“ in der Volksschule hatte ich das Fach „Musik“ nur noch spärlich und unmusisch als Musiktheorie und -geschichte erlebt. In Ratibor wurde es begeisternd gelehrt. Religionsunterricht war damals aus den Schulen verbannt. Er wurde aber durch den Priester Dr. theol. Walter Gaebel¹⁵ für kleine Kreise von Schülern theologisch sehr interessant und religiös vertiefend in seiner Privatwohnung angeboten.

Ein schulischer Höhepunkt waren zwei wirtschaftskundliche Exkursionen in eine Zuckerfabrik und in ein Kohlebergwerk in Rybnik. Dort erfolgte die Einfahrt bis 980 Meter Tiefe unter der Erde. Der Weg zu den Arbeitsplätzen in Stollen, die zuletzt nur noch kriechend erreichbar waren, hat mich zugleich fasziniert und abgeschreckt. Dieser Eindruck hat meine Neigung zu einem Beruf in der Land- und Forstwirtschaft verstärkt.

Meine Freunde hatten wie ich Nischen der Freiheit vom geistlosen Routinebetrieb der Hitler-Jugend gefunden: Karl-Heinz als Geiger im Bann-Orchester und Martin, der ein Jahr älter war, als Referent für weltanschauliche Schulung in der Dienststelle des Bannes. Dort gab es – anders als bei Karl-Heinz und mir – im letzten Kriegsjahr nichts mehr zu tun. Er war wegen eines Lungenleidens vom Militärdienst verschont geblieben.

Wir haben alle drei viel gelesen. Es war das erste Jahr meines Lebens voll guter Gespräche mit bildungshungrigen Freunden auf gleichem geistigen Niveau. Es war für uns aber auch ein Jahr erster unerwidelter Verliebtheit in drei Mäd-

13 (1928–2012). Später Dr. med., Kinderarzt in Köln.

14 (1927–2013). Später nach Studium in Göttingen und Innsbruck Unternehmer in Alsfeld (Hessen) und Berlin.

15 Geboren am 8.3.1896. Er gehörte zum Bistum Berlin, 1919 Priesterweihe, ab 1936 Studienassessor am Staatlichen Gymnasium Ratibor. Handbuch des Erzbistums Breslau für das Jahr 1938; Handbuch für 1942, 84.

chen zwischen Hoffen auf Anfreundung und Leiden an ihrer Unerreichbarkeit. Das war Schwärmerei auf Sichtweite, doch von uns wurde es als Liebe erlebt, die sich nach Antwort sehnt.

Es gab aber bei mir parallel dazu auch eine echte Freundschaft ohne erotisches Begehren. Bald nach meiner Ankunft in Ratibor bin ich bei meiner verwitweten Tante Adda Kreis der hochbegabten Lehrerstochter Bärbel Mende aus Soppau bei Leobschütz als Untermieterin begegnet. Sie war ein Jahr älter und eine Klasse höher im Mädchengymnasium. Sie ist mir zur besten Gefährtin geworden, um meinen Rückstand in Mathematik und Latein aufzuholen und über Kant, Literatur und Musik zu philosophieren.

Aus diesem friedlichen Leben im scheinbar vom Krieg verschonten Oberschlesien wurden wir im Sommer ganz unerwartet aufgeschreckt. Russische Bombenflugzeuge hatten eine Fliegerabwehrstellung nördlich von Ratibor, in der Luftwaffenhelfer aus unserer Schule eingesetzt waren, durch einen Volltreffer zerstört. Es hat keiner überlebt. Bei der Totenfeier musste ich die Bannfahne tragen und konnte die Tränen kaum zurückhalten.

Leider hat mein Schulbesuch in Ratibor Anfang Januar 1945 für immer geendet, weil die sowjetische Armee die Ostfront durchbrochen hatte und kurz vor der Oder stand. Ich wäre dort gern bis zum Abitur geblieben, weil ich in der Klassengemeinschaft samt Lehrern, Verwandten und guten Freunden ein geliebtes Umfeld gewonnen hatte. Meine Eltern waren damit einverstanden und hatten schon ein Zimmer für mich gemietet.¹⁶ Deshalb hatte ich bereits im Herbst 1944 meine Bücher aus Berlin nach Ratibor geholt. Wir waren auf das baldige Ende des Krieges und auf die Besetzung Deutschlands durch die Siegermächte vorbereitet. Wir rechneten mit harten Lebensbedingungen, aber niemals mit der Vertreibung von zehn Millionen Menschen aus ihrer ost- und sudetendeutschen Heimat.

Trotz dieser glücklichen vorletzten Phase sieht die Bilanz meiner gymnasialen Schulzeit schlecht aus. Zwischen 1942 und 1944 habe ich durch Luftschutzmaßnahmen, Ausbildungslehrgänge der Hitlerjugend, Dienstverpflichtungen in KLV-Lagern und sonstige Hilfseinsätze in jedem Jahr rund drei Monate Schulbesuchszeit verloren. 1945 waren es zehn Monate.

Als es im Juni 1946 in Berlin zur Reifeprüfung kam, wurden im Zeugnis „acht Jahre auf der Anstalt und zwar ein Jahr in Prima“ bescheinigt. Tatsächlich war ich aber insgesamt rund eineinhalb Jahre ohne Unterricht und etwa ebenso lange Schüler mit eingeschränktem Unterricht. Offiziell sollten die

16 Hildegard BREZINKA: Wolfgang's Lebensgeschichte 1928–1946. Tagebuch als Manuskript im Nachlass. Eintragung Weihnachten 1944. PAB.

Abiturleistungen damals wieder nach dem Vorkriegsstandard von 1932 erfolgen. Ich habe zum Glück mein Reifezeugnis trotz eines „nicht genügend“ in Mathematik dank des Ausgleichs durch ein „sehr gut“ in Deutsch ohne Zeitverlust im Alter von 18 Jahren erhalten.

KATHOLISCHE WURZELN

Die frühe Verwurzelung in der Katholischen Kirche verdanke ich zuallererst meiner Mutter. Sie war eine kraftvolle gläubige Frau und hat das Innenleben, den Geist und Stil unserer Familie bestimmt. Ihr Glaube war kein bequemes bürgerliches Traditionschristentum. Er war bekennender Katholizismus der Berliner Diaspora mit starker Bereitschaft zu caritativer Sozialarbeit. Mein Vater war und blieb aus meiner Sicht religiös immer ein stiller Mitläufer, erfüllt von der duldsamen Skepsis eines Naturwissenschaftlers, dessen Lebensmitte die Freude an technischen Versuchen und Fortschritten war.

Gemeinsames Tischgebet, Abendgebet mit Liedern und der gemeinsame Besuch der sonntäglichen Kindermesse in der überfüllten Klosterkirche waren für uns selbstverständlich. Ebenso im Marienmonat Mai die tägliche Teilnahme an den festlichen Maiandachten mit brausendem Volksgesang und allen Ministranten vor der Madonnenstatue auf einem Blumenberg im Weihrauchduft.

Im Sommer 1933 war ich mit Mutter und Schwester zwei glückliche Wochen lang im Kloster der Salvatorianerinnen in Hasselt (Belgien), wo eine Kusine meiner Mutter in der Salvator-Klinik als Krankenschwester und Oberin gearbeitet hat.¹⁷ Über sie entstand für viele Jahre eine enge Verbindung mit dem Lehr- und Missionsorden der Salvatorianer¹⁸, der auch in Berlin mit dem West-Sanatorium, dem Mutterhaus in Waidmannslust und einer eigenen Verlagsdruckerei stark vertreten war. Ich habe als Schüler in der Pfarre Marienfelde seine Zeitschriften „Der Missionär“ und „Der Kindermissionär“ monatlich zu den Abonnenten geliefert. Als der NS-Staat im Krieg die Druckerei enteignet hat, habe ich vom letzten Ordensbruder als Vermächtnis mein erstes pädagogisches Buch geschenkt bekommen: die „Jugendlehre“ von Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966)¹⁹ aus dem Jahre 1915.

17 Für uns: Tante Martha Gotzmann, Ordensname: Schwester Pulcheria (1890–1967).

18 Zu diesem Orden (Societas Divini Salvatoris, SDS) vgl. BARTSCH 1937; R. SCHNEIDER 1964.

19 Über ihn BREZINKA: Pädagogik in Österreich, Bd. 1, 2000, 330 ff.

1936 erlebte ich nach dem vorbereitenden Unterricht im Alter von acht Jahren die erste Beichte, Erstkommunion und sogar schon die Firmung durch Konrad Graf von Preysing (1880–1950), den ersten Bischof von Berlin.

1937 verbrachte meine Mutter erstmals mit uns drei Kindern die Sommerferien im 1934 gegründeten Benediktinerinnenkloster St. Gertrud in Alexanderdorf, einem winzigen Weiler rund 30 Kilometer südlich von Berlin zwischen Kiefernwäldern und sandigen Feldern. Es wurde von Mutter Hildegard Hendl (1879–1967) als Priorin geleitet, einer gebürtigen Wienerin und ehemaligen Oberin der Rot-Kreuz-Schwestern Westfalens im und nach dem Ersten Weltkrieg.²⁰ Als musterhafter Hausgeistlicher diente der Benediktinerpater Ludger Bureick aus der westfälischen Abtei Gerleve.

Bei ihm habe ich den Ministrantendienst gelernt und täglich beim Konventamt in der Hauskapelle ausgeübt. Wir haben dort in drei Sommern und dazwischen in Kurzurlauben sehr einfach, naturnahe und glücklich als Gäste gelebt. Wald und Wiesen waren reich an Beeren, Pilzen und Heilkräutern, die gesammelt und als Vorrat für den Winter eingekocht oder getrocknet wurden.

Pater Ludger hatte für sich neben seiner Klausur einen durch hohe Mauern geschützten wunderschönen Klostergarten mit vielerlei Blumen und Nutzpflanzen eingerichtet, der nur für Männer zugänglich war. Ich durfte ihm dort helfen und wurde so nicht bloß mit der ehrwürdigen Liturgie der Benediktiner, sondern mit ihrer ganzen Lebensform der Verbindung von Gebet, Arbeit und kultivierter Muße vertraut.

Für Mutter Hildegard schien ich zu früh zu ernst zu sein. Sie hat mich klug und warmherzig unter ihren Schutz genommen und ich bin ihr bis zu ihrem Tod im Salzburger Stift Nonnberg dankbar verbunden geblieben. Aus dem ländlichen Leben in Alexanderdorf hat sich ab 1937 der Berufswunsch ergeben, Förster zu werden – aber nicht in der Mark Brandenburg, sondern im österreichischen Bergland.

In Marienfelde war die Kirche nur fünf Minuten vom Elternhaus entfernt. Ich habe dort zwischen 1938 und 1943 unzählige Male als Ministrant gedient: meist bei der Frühmesse um halb sieben Uhr vor dem Schulweg, aber auch bei Andachten, Taufen und Beerdigungen. Als vertraute priesterliche Autoritätsperson hat mich von 1939 bis 1946 der auf Kinder- und Jugendseelsorge spezialisierte Pater Josef Jansen²¹ unaufdringlich begleitet. Seine Empfehlungs-

20 HENDL 1943; SCHULISCH 1998. 9 ff. und 24 ff. Sie ist 1942 in das Salzburger Benediktinerinnen-Stift Nonnberg eingetreten und hat dort den Ordensnamen Frau Hemma angenommen. Personalstand der Erzdiözese Salzburg 1951, 235.

21 (1895–1963). Geboren in Aachen, Gymnasialstudien im Internat des Ordens der Redemptoristen in Vaals (Holland), Kriegseinsatz, Priesterweihe 1925, bis 1939 Lehrer